

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Schiffauer, Werner / Uçan, Meryem / Schwalgin, Susanne
Schule, Moschee, Elternhaus

Eine ethnologische Intervention

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2699
978-3-518-12699-8

edition suhrkamp 2699

Die Präsenz des Islams ist nur die sichtbarste Form der »Wiederkehr der Götter« (Friedrich Wilhelm Graf) in der gegenwärtigen Gesellschaft. Vor allem in ihren konservativen Spielarten, dem Evangelikalismus, dem strenggläubigen Islam und dem ultraorthodoxen Judentum wird die neue Präsenz der Religionen als Herausforderung für die Institutionen des säkularen Staats, allen voran die Schule, wahrgenommen. Die ersten Antworten sind Distanzierung, Abwehr und sozialer Druck; die Folgen gesellschaftliche Verhärtung. Dagegen hat Jürgen Habermas gefordert, den liberalen Staat in Richtung auf eine postsäkulare Kultur weiterzuentwickeln.

Das Anliegen des Projekts »Brücken im Kiez« war es, diese Forderung praktisch umzusetzen. Werner Schiffauer und das Team der Stiftung Brandenburger Tor in Berlin haben einen Dialog zwischen Eltern, Vertretern von Moscheegemeinden und Lehrern initiiert. Durch eine ethnologische Intervention haben sie versucht, neue Wege im Umgang mit der postsäkularen Situation zu finden. Jenseits aller Klischees von Parallelgesellschaften und Integrationsverweigerung zeigen sie konkret, wo Hürden und wo die Möglichkeiten für ein besseres Miteinander liegen.

Werner Schiffauer, geboren 1951, ist Professor für Kulturanthropologie in Frankfurt an der Oder. In der edition suhrkamp erschien von ihm zuletzt *Nach dem Islamismus. Die islamische Gemeinschaft Milli Görüs* (2010).

Werner Schiffauer
Schule, Moschee, Elternhaus

Eine ethnologische Intervention

*Unter Mitwirkung von Neslihan Kurt,
Susanne Schwalgin und Meryem Uçan*

*»Brücken im Kiez« – Ein Projekt der
Stiftung Brandenburger Tor*

Suhrkamp

edition suhrkamp 2699
Erste Auflage 2015
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015
Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12699-8

Schule, Moschee, Elternhaus

Für Elsa

Inhalt

Werner Schiffauer

Vorwort 9

Werner Schiffauer

Einleitung 13

Das Projekt »Brücken im Kiez« 13

Die gestresste Gesellschaft 15

Das Feld Schule 25

»Brücken im Kiez«: Ein Projekt der Stadtteilarbeit 31

»Brücken im Kiez«: Ein Projekt der ethnologischen

Aktionsforschung 37

»Brücken im Kiez«: Eine Ethnographie der politischen

Alltagskultur 45

Postscriptum 49

Meryem Uçan

Keine Barrierefreiheit: Migranteneltern und Schule 50

Sozio-kulturelle Barrieren 53

Sprachliche Barrieren 63

Faktor Diskriminierung 68

Fehleinschätzungen/Teufelskreise 75

Zwei Fälle 77

Schluss 85

Werner Schiffauer, Susanne Schwalgin

Akteur Schule – Eine Fallstudie 88

Der Zugang 89

Porträt einer Kreuzberger Schule 91

Die Herausforderung: Identitäten und Ressourcen 103

Das entscheidende Treffen: Ein Kulturschock 119

Die Gründe des Scheiterns 128

Werner Schiffauer

Akteur Islamische Gemeinden: Identitäten und Ressourcen 135

Die islamischen Gemeinden in Deutschland: Ein Porträt 136

Stärken und Schwächen der Selbstorganisation 151

Der Schutt der Jahre: Die Geschichte eines schwierigen Verhältnisses 164

Gemeindeprofile 171

Zeitlogik der Improvisation 181

Neslihan Kurt, Werner Schiffauer, Meryem Uçan

Die Arbeit an der Vernetzung. Ein Projektbericht 187

Die Elternseminare 187

Die Brückengespräche 205

Werner Schiffauer

Statt eines Schlusskapitels:

Ein fiktives Brückengespräch 261

Literatur 291

Werner Schiffauer

Vorwort

2008 wurde ich in den Wissenschaftlichen Beirat der Stiftung Brandenburger Tor berufen. In diesem Rahmen entwickelte ich das Projekt »Brücken im Kiez«. Die Idee war es, in Berlin Perspektiven einer Bildungspartnerschaft von Moscheegemeinden und Schulen auszuloten und damit einen Beitrag zu dieser Partnerschaft zu leisten, das belastete Verhältnis zu entkämpfen und Synergien freizusetzen.

In diesem Projekt lernte ich Schulen und Moscheegemeinden aus einer anderen und neuen Perspektive kennen. Das Wichtigste an dem Projekt aber war die Bekanntschaft mit Menschen, von denen ich sehr viel lernte. An erster Stelle sind hier die Projektmitarbeiter zu nennen: vor allen anderen die Ethnologin Susanne Schwalgin, die von 2008 bis 2012 das Projekt leitete. Ihr Verdienst war es, die allgemeine Idee in die Praxis umzusetzen und das heißt: sie lebendig zu machen. Als das Projekt nach einem ersten Jahr in der Krise war, gelang es Susanne Schwalgin zusammen mit Meryem Uçan einen neuen Zugang zu finden. Nach 2012 ging die Projektleitung in die Hände von Meryem Uçan und Neslihan Kurt über. Beide haben das Projekt tatkräftig weiterentwickelt. Von ihnen habe ich unendlich viel über das Innenleben der Gemeinden gelernt. Meryem Uçan verbindet in sich die Leidenschaft einer Ethnographin mit pädagogischer Kompetenz. Die Islamwissenschaftlerin Neslihan Kurt brachte außer ihrer Fachkompetenz die Fähigkeiten einer hervorragenden Organisatorin in das Projekt ein. Bedanken möchte ich mich auch bei Ercan Umaç, der am Anfang dabei war. Ich bin beim Verfassen des Berichts immer wieder auf Einsichten zurückgekommen, die er formuliert hatte, für die wir aber seinerzeit kein Ohr hatten.

Besonders erwähnen möchte ich auch den Religionswissenschaftler Joachim Willems, der uns, solange es seine berufliche Situation erlaubte, tatkräftig beiseitestand.

Dann ist natürlich der Stiftung Brandenburger Tor zu danken. Es war alles andere als selbstverständlich, dass Vorstand und Kuratorium der Stiftung das Projekt auch durch Zeiten der Krisen getragen haben. Mein Dank gilt dabei vor allem meinen Kollegen aus dem Wissenschaftlichen Beirat, Sybille Volkholz und Harm Kuper, der persönlichen Anteilnahme von Caroline Armand und Pascal Decker und dem persönlichen Einsatz von Wolf Lepenies, der das Projekt im Kuratorium vertreten hat.

Sehr wichtig war für mich auch die Bekanntschaft mit Lehrern, Schulleitern und Sozialarbeitern. Pädagogen aus Leidenschaft, die hartnäckig und gegen große Widerstände versuchen, neue Wege zu gehen. Johannes Neuwirth, Heiner Meise, Holger Hänel, Markus Schega, Mark Braden, Dorothea Mandera, Irmgard Zingelmann, Andreas Müller-Röpke, Enno Ebbert, Aydin Bulut, Christiane Müller und Mandy Schmidt. Sie alle haben trotz eines vollen Arbeitspensums viel Zeit in die Projektsitzungen investiert. Sie sind aus Gründen des Personenschutzes im Text anonymisiert – deshalb der Dank an dieser Stelle.

Dank auch den Mitgliedern der Gemeinden und den Eltern, die regelmäßig am Gesprächskreis teilnahmen: Ayşe Eryiğit, Ayşe Ulusoy, Fatma Büyükkılıç, Gülbeyaz Karaağaç, Merve Türker, Suheda Özger, Zeinab Khalife, Perrin Akçınar, Ercan Yılmaz, Süleyman Küçük, Murat Kayabaş, Tahir Sözen, Osman Tutkun und Aydin Karakoç.

Mein Dank gilt ferner den Moscheegemeinden (und insbesondere ihren Vertretern), mit denen wir kooperiert haben: das alevitische Kulturhaus; das Fatih Kulturhaus, die Gazi Osman Paşa Moschee, die Mevlana Moschee der Milli Görüş;

die DİTİB Gemeinde und der Verband Islamischer Kulturzentren.

Erwähnt werden müssen die Dolmetscherin Hatice Genç und unsere Fotografin Wiebke Pöpel.

Wichtiges Feedback zum Manuskript erhielt ich von Leonie Schiffauer, Julia Eckert und Bernard Christophe.

Schließlich gilt mein Dank den Projektpartnern, mit denen wir in der einen oder anderen Projektphase kooperierten, vor allem dem Arbeitskreis Neue Erziehung.

Zum Schluss ein persönliches Wort. Dieses Projekt war mir deshalb so wichtig, weil es mir ermöglichte, unterschiedliche Stränge meines Lebens miteinander zu verknüpfen. Zum einen ist Kreuzberg, seit ich 1973 als Student dorthin zog, meine Heimat geworden. Zweitens bin ich als Vater von zwei schulpflichtigen Kindern, die an einer Kreuzberger Schule unterrichtet werden, mit den hier angesprochenen Fragen persönlich konfrontiert. Drittens arbeite ich seit vierzig Jahren kontinuierlich als Ethnologe über türkische Einwanderung und islamische Gemeinden. Das Projekt war für mich eine Chance, einige der empirisch gewonnenen Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen – ein äußerst lehrreicher Prozess, der mir zeigte, wie viel komplexer die gelebte Realität als die wissenschaftliche Erkenntnis ist. Und schließlich erlaubte mir das Projekt, an einer Leidenschaft für pädagogische Fragen wieder anzuknüpfen, die sich zu Beginn in der Kombination meiner Studienfächer, nämlich Pädagogik und Ethnologie, zeigte.

Einleitung

Das Projekt »Brücken im Kiez«

Das Verhältnis zwischen Schulen und muslimischem Elternhaus ist belastet, wenn nicht gar zerrüttet. Viele Lehrer und Schulleiter reagieren sichtlich gestresst auf die Präsenz von praktizierenden Muslimen. Manchmal bewusst, öfter noch unbewusst, werden Signale ausgesandt, dass Kinder aus gläubigen muslimischen Elternhäusern nicht die Traumklientel der Schule bilden. Ein hoher Anteil von Schülern aus muslimischen Elternhäusern gilt als Indikator für Problemschulen. Nur selten wird ihre Anwesenheit als Bereicherung empfunden. Muslimische Familien werden als Hort einer patriarchalen Ordnung, der Frauenfeindlichkeit und des Autoritarismus angesehen. Sie zu integrieren, gilt als eine Herausforderung – wenn sie überhaupt möglich erscheint.

Dem korrespondiert ein ausgeprägtes Misstrauen auf der anderen Seite. Während von Migranten der ersten Generation vor allem der kulturelle Einfluss auf die Kinder und die damit verbundene Entfremdung gefürchtet wurden, werden von der zweiten und dritten Generation Diskriminierung und die Entwertung des eigenen kulturellen Hintergrunds befürchtet. Kurz: Elternhaus und Schule problematisieren den Einfluss der jeweils anderen Erziehungsinstitution auf die Kinder. Sie ziehen nicht an einem Strang, sondern versuchen, dem kulturellen Einfluss der je anderen Seite entgegenzutreten und ihn nach Möglichkeit zu neutralisieren. Nicht selten bestimmen stereotype Ansichten das Verhältnis. In dieser Situation gestaltet sich die Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule äußerst schwierig. Ein Ausdruck dieser

Situation ist die Tatsache, dass muslimische Eltern sich von der Schule zurückziehen. Wenn sie mit Lehrern zusammenkommen, ist die Atmosphäre oft gereizt, manchmal sogar explosiv. Damit wird eine Negativspirale in Gang gesetzt. Die Lehrer sehen sich in ihren Annahmen durch das Verhalten der Eltern bestätigt. Die Leidtragenden dieser Situation sind die Kinder.

Nun hatte ich in einer mittlerweile jahrzehntelangen ethnologischen Arbeit über islamische Gemeinden den Eindruck gewonnen, dass dieser Stress nicht in jedem Fall zwangsläufig eintreten müsste. Ich war beeindruckt davon, wie sehr sich die islamischen Gemeinden gerade im Bildungsbereich engagieren. Sie ermutigen die Eltern, ihre Kinder – und zwar sowohl Söhne als auch Töchter – auf die weiterführenden Schulen zu schicken; sie bieten Nachhilfeunterricht an und versuchen, durch eine umfangreiche Jugendarbeit dem Einfluss der »Straße« etwas entgegenzusetzen. Immer wieder wurde mir von muslimischen Studierenden der zweiten und dritten Generation erzählt, dass sie ihre Bildungslaufbahn den islamischen Gemeinden verdanken. Dieser Eindruck stand am Anfang des Projekts »Brücken im Kiez«: Wäre es nicht sinnvoll, den Versuch zu unternehmen, das belastete Verhältnis von Familie und Schule mit Hilfe der Gemeinden zu entkrämpfen? Könnte man durch die Etablierung einer Zusammenarbeit von Moscheegemeinden und Schulen synergetische Energien freisetzen? Könnte man damit nicht gerade diejenigen Eltern erreichen, die sonst unerreichbar sind? Könnte man durch Zusammenarbeit im Bereich der Erziehung nicht auch die Stereotypen übereinander aufbrechen? Sollte es nicht möglich sein, über eine Politik der kleinen Schritte eine Kultur des Vertrauens aufzubauen? Ermutigt wurde dieses Projekt auch durch die Selbstverständlichkeit, mit der derartige Kooperationen in der amerikanischen Gesellschaft gang und gäbe sind.

Der Versuch schien mir außerdem deshalb von Bedeutung, weil ja die Schulen beileibe nicht die einzigen Institutionen sind, die auf die Anwesenheit von Muslimen mit Stress reagieren. Häufiger als bei anderen Einwanderergruppen – von Roma einmal abgesehen – treten *moral panics*¹ auf. Es gibt ein weitverbreitetes Gefühl, an die Grenzen der Belastbarkeit gestoßen zu sein. Der Versuch, die Stressdynamik exemplarisch am Fall der Schule zu erfassen, erschien mir deshalb auch über dieses besondere Feld hinaus wichtig und sinnvoll.

Die gestresste Gesellschaft

Ich habe den Begriff »Stress« gewählt, weil er mir genauer als jeder andere Begriff die Phänomene zu fassen scheint, die den Umgang mit Muslimen bestimmen. Er beschreibt genauer und präziser den dominanten Umgang mit dem Islam als der Begriff Islamophobie oder auch anti-muslimischer Rassismus. Wer sich mit (Herkunfts-)Deutschen über die muslimische Einwanderung unterhält, spürt oft eine Anspannung, ein Angestrengtsein, Gefühle der Überlastung, Gereiztheit, nicht selten auch Vorsicht. Seltener trifft man auf direkte und unverhüllte Aggression. Diese Art von Anstrengung scheint mir bezeichnend für den Umgang mit der Ambivalenz des Fremden (Bauman 1991) zu sein, d. h. desjenigen, der weder Freund noch Feind ist und der weder »ganz innen« noch auch »ganz außen« anzusiedeln ist. Man weiß nicht genau, was man

¹ Der Begriff *moral panics* bezieht sich auf kollektive Hysterien, die offenbar periodisch in Zivilgesellschaften auftauchen. Der Begriff wurde von Stanley Cohen (1972) geprägt und später von Goode und Ben Ye-huada aufgegriffen (1994). Ein historisches Beispiel stellt die Kommunismuspanik der McCarthy-Ära dar. Zu *moral panics* in Bezug auf den Islam siehe Schiffauer 2007.

von ihm halten noch wie man mit ihm umgehen soll – und das ist anstrengend. Der Begriff »Stress« ist aber auch geeignet, weil er eine Denkfigur ist, mit der man gut über gesellschaftliche Dynamiken nachdenken und sie zu fassen bekommen kann – vorausgesetzt, man überfordert sie nicht und schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus.

Betrachten wir zunächst, wie der Begriff Stress auf Individuen Anwendung findet. Das Phänomen Stress hat zwei Seiten: Die eine besteht aus den Herausforderungen, die »von außen« auf den Einzelnen zukommen. Sie resultieren aus Ansprüchen auf Ressourcen an Zeit, finanziellen Mitteln und Kraft, die dem Individuum zur Verfügung stehen. Die andere Seite besteht in den Umgangsformen und Verarbeitungsmechanismen, mit denen diesen Herausforderungen begegnet wird. Unterschiede in diesem Bereich führen häufig dazu, dass Individuen auf ähnlich gelagerte Anforderungen sehr unterschiedlich reagieren. Was von einigen als Herausforderung, also als stimulierend oder anregend, empfunden wird, löst bei anderen Gefühle der Überlastung und der Überforderung aus. Oft treten Gefühle von Verkrampfung und Panik auf, die ihrerseits die Problemlösungsfähigkeit reduzieren. Dabei unterscheiden sich Binnensicht und Außensicht häufig voneinander: Personen unter Stress tendieren dazu, den eigenen Anteil an der Stresserzeugung zu negieren oder sogar vehement zurückzuweisen. Hinweise darauf werden in der Regel als kränkend empfunden. Dies liegt daran, dass derartige Verarbeitungsmechanismen so selbstverständlich sind, dass sie kaum noch wahrgenommen werden. Sie sind so tief verankert, dass einem Individuum Alternativen zum eigenen Umgang mit Stress fast undenkbar erscheinen (und oft mit Ängsten verbunden sind). Es bedarf einer intensiven Arbeit, um hier andere Wege zu gehen. Als Reaktion darauf hat sich ein ganzer Berufszweig, das Coaching, entwickelt.

Aus dem individuellen Stress lässt sich ein allgemeines Muster ableiten, das auch auf Gesamtgesellschaften übertragen werden kann. Wir sprechen von Stress, wenn ein System auf Herausforderungen seiner Umwelt mit Mechanismen reagiert, die zu Folgeproblemen führen, für deren Bewältigung das System erhebliche zusätzliche Energien aufwenden muss. Dabei werden bezeichnenderweise Primär- und Folgeprobleme nicht getrennt, so dass das System beides auf die Umwelt schiebt. So entstehen Negativspiralen.

So verallgemeinert lässt sich der Begriff Stress auch auf Organisationen anwenden. Hier ist es nicht das psychische System des Individuums, sondern das kulturelle System eines Unternehmens, das nach diesem Muster reagiert.² Wenn Organisationen durch äußere Einwirkung in Schwierigkeiten geraten (etwa weil sich die Organisationsumwelt ändert und Umsatzzahlen sinken), gibt es offenbar eine Tendenz, darauf mit Stellenabbau, zunehmendem Druck und wachsender Kontrolle zu antworten. Durch derartige Maßnahmen werden nicht nur Ressourcen gebunden; sie schlagen oft bis zur Mikroebene der alltäglichen Interaktion durch. Die Mitarbeiter reagieren mit Krankheitsausfällen, Konflikte häufen sich, die Motivation sinkt, qualifizierte Mitarbeiter bewerben sich weg usw. (Ongori und Agolla 2008) – kurz: mit Stress. Bereiche der Consulting-Industrie leben von den Versuchen, angemessene Umgangsformen zu finden.

² Diese Übertragung des Stressbegriffs auf die Unternehmenskultur wird in der Managementliteratur nicht in dieser Form vollzogen. In der Regel wird der Stress im Unternehmen auf die einzelnen Mitarbeiter bezogen und etwa auf Arbeitsüberlastung zurückgeführt (Topper 2007; Buchanan und Huczynski 2004). Die Übertragung des Stressbegriffs auf die Unternehmenskultur scheint mir aber sinnvoll, weil dadurch sowohl die externen Faktoren als auch die inneren Reaktionen in den Blick geraten.

Dies lässt sich schließlich auch auf Gesamtgesellschaften übertragen. Hier gerät kaum noch in den Blick, dass Stress aus dem Zusammenspiel von externen und internen Faktoren resultiert. Dies liegt zum einen daran, dass ein Blick von außen sehr viel schwieriger zu erhaschen und viel seltener ist. Während es bei Individuen deutlich ist, dass manche einen Burn-out haben, wo andere (noch) souverän agieren; während bei Unternehmen und in Abteilungen der Vergleich mit anderen sehr intensiv erhoben wird, weil die Wettbewerber am Markt unterschiedlich erfolgreich agieren – geraten Gesamtgesellschaften weniger in den Blick. Die Binnensicht dominiert – und dies bedeutet in Bezug auf Stresswahrnehmung und Stressverarbeitung, dass an den Problemen die anderen, weniger oder kaum je die gesellschaftlichen Verarbeitungsmechanismen schuld sind. Wenn Gesamtgesellschaften bei der Bewältigung anstehender Probleme sich selbst im Weg stehen, wird dies weit weniger registriert als bei Individuen oder Organisationen.

Dies scheint mir für den Umgang mit dem Islam wichtig zu sein. Einige Beispiele mögen verdeutlichen, was ich meine:

1. Die zur Zeit der Veröffentlichung des Buchs von Sarrazin (2010) im Auftrag des BMI von Wolfgang Frindte u. a. durchgeführte Untersuchung »Lebenswelten junger Muslime in Deutschland« (2011) zeigt für die Zeit nach dem Veröffentlichungsdatum von Thilo Sarrazins Buch (1.9.2010) einen drastischen Anstieg der Distanz junger Muslime zur Mehrheitsgesellschaft (2011: 591). Obwohl sich ein endgültiger Beweis nicht erbringen lässt, deutet nach Ansicht der Forscher vieles darauf hin, dass beides miteinander zusammenhängt (ebenda: 592). Für die gewachsene Distanz dürfte weniger das Buch selbst verantwortlich sein als vielmehr die Tatsache, dass maßgebliche Teile der SPD (bis dahin die bevorzugte Partei der muslimischen Einwanderer) die unverhüllt rassistischen

Äußerungen eines ihrer Spitzenpolitiker verteidigten und die Partei es vermied, klare Konsequenzen zu ziehen. Sarrazin selbst entnahm der Studie nur, dass die Distanz zur Mehrheitsgesellschaft gestiegen ist. Er übersah völlig seinen eigenen Anteil an dem Prozess und fand sich bestätigt: »Sie [die Untersuchung] bestätigt glänzend die Analysen meines Buches und ist eine Aufforderung an die großen Parteien, die Wirklichkeit der muslimischen Einwanderung mit mehr Realismus und weniger Wunschdenken zu sehen.«³

2. 2009 entstand aus den Kreisen konservativer islamischer Gemeinden die Initiative »Isl'amour – Hand in Hand gegen Zwangsheirat«. Das Projekt wurde vom Bezirksamt Berlin Friedrichshain-Kreuzberg begrüßt. Die beantragte Unterstützung im Rahmen des Bundesprogramms »Vielfalt tut gut« wurde vom Familienministerium jedoch deshalb abgelehnt, »weil einige der Projektpartner bei den Verfassungsschutzbehörden in dem Verdacht standen, mit der Muslimbruderschaft – Islamische Gemeinschaft Deutschland in Verbindung zu stehen«.⁴ Damit wurde ein progressives Programm gekippt, das von kritischen Kreisen genau aus *den* Gemeinden getragen wurde, denen man in der Öffentlichkeit eine konservative Familienpolitik vorwarf.

3. Die Debatten um den Wunsch muslimischer Eltern, ihre Kinder vom Schwimmunterricht zu befreien, erregen immer wieder die deutsche Öffentlichkeit und waren unter anderem Gegenstand von Auseinandersetzungen in der Islamkonferenz. Die Modelle, die an der Islamischen Schule in Berlin Kreuzberg seit Jahren erprobt werden, bleiben dagegen unbeachtet

3 <http://www.morgenpost.de/politik/article1917593/Sarrazin-fuehlt-sich-durch-Muslim-Studie-bestaeigt.html>

4 Brief der »Regiestelle Vielfalt« an das Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg vom 25. 2. 2009

(siehe unten S. 274). Viel Energie fließt in völlig unnötige Auseinandersetzungen. Man weigert sich, elegante Problemlösungen zur Kenntnis zu nehmen, wahrscheinlich weil sie an einer Islamischen Schule entwickelt wurden. Völlig unnötig werden Fronten geschaffen.

4. Das Kopftuchverbot im öffentlichen Dienst traf vor allem junge religiöse Frauen, die sich als Lehrerinnen oder Sozialarbeiterinnen in die Gesellschaft einbringen wollten. In der medialen Präsentation wurde aus dem Versuch, sich treu zu bleiben und sich dennoch in die Gesellschaft einzubringen, ein aggressiver Akt gegen die negative Religionsfreiheit⁵ – und wurde fast mit Missionierung assoziiert. Die Tatsache, dass die Präsenz von religiöser Diversität an der Schule es auch erlauben würde, gegenseitigen Respekt einzuüben, wurde so gut wie nicht beachtet. Das Kopftuchverbot traf ausgerechnet Frauen, denen daran gelegen ist, der Begrenzung des Handlungsradius der muslimischen Frau auf die Familie etwas entgegenzusetzen. Gerade sie werden auf Haus und Herd zurückgeworfen. Darüber hinaus werden Personen, die, etwa als muslimische Lehrerinnen, an der Schule eine Brückenfunktion ausüben könnten, systematisch von ihrem Beruf ferngehalten. Inzwischen gibt es nicht wenige Frauen, die auf ihre Gemeinden Druck ausüben, eigene pädagogische Einrichtungen zu etablieren, damit sie dort arbeiten können. Gemeinden wie die IGMG kommen damit in die schwierige Lage, entweder ihre bisherige Politik, keine eigenen muslimischen Einrichtungen zu schaffen, aufzugeben, oder die Frauen der Gemeinde in ihrem zentralen Verlangen nach Berufstätigkeit zu enttäuschen. Letzteres wäre ein weiterer Schritt zur Segregation.

⁵ Ein pauschales Kopftuchverbot wurde vom Bundesverfassungsgericht im März 2015 als unvereinbar mit der Religionsfreiheit erklärt.